

Der Genius der Wissenschaft.

17. 10. 1909
Marburg
Maass



Rede

gehalten beim Antritt des Rektorats
am 17. Oktober 1909

von

Ernst Maass.



Marburg.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1909.

Hochverehrte Festversammlung, Kollegen,
Kommilitonen!

Der herbstlich schöne Tag, den wir in diesem Ahnensaal auf unsre eigene Art begehn, ist festlich nicht deshalb, weil der Beauftragte des Senates wechselt; die Person des Rektors wechselt vielmehr des Tages wegen. Das Jahr klingt ab: wir feiern heute akademisches Neujahr, und Neujahr war von jeher ein religiöses Fest. Die Universität, dies unentbehrliche Glied in der Reihe von Einrichtungen, auf denen die Existenz der Staaten beruht, stellt selber einen Staat dar und also ein Heiliges. Eine jede Wissenschaft ist, da sie höchste Werte des Lebens irgendetwie zu behandeln hat, Arbeit am Ewigen und also Gottesdienst. Der neuerwählte Rektor aber richtete sich selbst, wenn er das ihm übergebene Szepter der Universität, dies Zeichen der Verantwortung, berühren könnte anders als mit der allerstärksten Empfindung einer geradezu religiösen Ehrfurcht. Im Hintergrunde der lichten und der dunklen Zeiten erblickt er die ununterbrochene lange Reihe jener ersten Gestalten, die gewesenen Rektoren alle der letzten dreihundert Jahre, deren jeder einst auf dieses selbe Szepter seine Hand gelegt, stolz und bescheiden zugleich.

Wenige Tage noch, und die Hallen dieses Hauses und alle Institute und alle Seminare beginnen wieder sich zu füllen



mit der lernbegierigen Jugend aus allen Gegenden des deutschen Landes, und in jedem Hörsaal, in jedem Arbeitsraum wird ein anderes Sonderfach gepflegt. Wer heute an unserm Neujahrsfest das Wort nimmt, mag wohl voll Dankbarkeit an das Gute der Gegenwart erinnern (das ist durch meinen Herrn Amtsvorgänger geschehn); er mag Vergangenes heranziehen (das werde ich tun, aber später), er hat aber auch das Vorrecht, Sorgen um die Zukunft zu hegen, wie er die Dinge aus seiner, wenn auch beschränkten, Erfahrung selber sieht. Dies Letzte zuerst.

I.

Die Jugend, die wir um uns versammeln, das Beste was das Volk besitzt, sie will nicht versammelt, zu freier Wissenschaft will sie erzogen sein. Hier eben drohen die Gefahren. Sie drohen nicht jetzt erst, aber jetzt drohen sie stärker als zuvor, unter anderm, weil der Andrang zum akademischen Studium einen Grad erreicht hat, wie nie zuvor. Die Wissenschaft, eine Einheit einst, ist auseinandergeflohn. Das war notwendig. Aber das Fliehn dauert fort. Man bleibt jetzt gern schon in den Anfängen der Sonderwissenschaften; auf den ersten Stufen des langen Steigens haltend gibt man das Ziel preis. Die Teile haben sie in der Hand. Leer beginnt und leer der Blick ins Ganze zu werden. In dem Fache, von dem allein ich reden darf, ohne Tendenz zu verraten, gibt es heute Sprachforscher, ernste Männer, welche auf der allerprimitivsten Stufe, bei den Lauten, Halt machen. Kampfesstimmung, wenn die geforderte Abgliederung des Teiles aus dem Ganzen des Sonderfaches geweigert wird. Es ist nicht anders: gewisse Regionen der Wissenschaften beginnen all-

mählich von geistloser Routine zu leben, von Schatten, und bald vielleicht von den Schatten nur der Schatten. Es ist aber ein Krankheitszeichen, eine andere Absonderungsmethode anzuerkennen als die, welche das vereinzelte Glied noch durch das Ganze, mit dem es verbunden, bestimmt haben will und aus dem Organismus des Ganzen selbst auch zu beurteilen weiss. Das die eine Gefahr, die fast technische Kleinarbeit, die Mechanisierung also der Wissenschaft. Daneben das grade Gegenteil, die Unterschätzung der Einzelarbeit. Dass auch diese Gefahr droht, wird niemand von uns verhehlen, der im Umkreis seines Faches die Symptome nicht übersteht und sich nicht täuschen lässt durch den Zug ins Grosse, von welchem die Verächter harter Bodenarbeit immer gefährlich zu reden wissen: für die Unerfahrenen um so gefährlicher, wenn jene das Geschick besitzen, durch die Form zu gefallen, zu blenden. Die Kleinarbeit ist grund-schaffend auf allen Linien auch des wissenschaftlichen Lebens ohne jede Ausnahme und ohne jeden Abzug. Ein Bau führt sich nicht auf ohne solide Grundsteine, und nicht anders als stufenweise, oder er stürzt. Und dann die ethische Wirkung dieser Scheinbildung: sie zersetzt. Nur Gründlichkeit erzieht zur Treue. Weder ein Kleinarbeiter als solcher noch die Verächter der Kleinarbeit sollten in diesem Hause je ihre Stimme erheben dürfen. Wir brauchen das Gleichmass, die Einheit der Kräfte.

Die Geschichte nun überrascht uns mit der Tatsache, wie dieselben Verhältnisse, dieselben Kämpfe und dieselbe Lösung im Leben der Wissenschaft alle schon einmal gewesen sind. In jenen alten Zeiten, als die Wissenschaft entstand, begegnet in ihr die anspruchsvolle Kleinarbeit, und

es begegnen ihre Verächter und endlich bestritten führende Geister (wie die Einsichtigen heute), dass in den wissenschaftlichen Freistaat reine Spezialisten hineingelörten (man nannte sie „Banausen“, und dies griechische Wort gilt unter uns heute noch als Schimpf); sie bestritten auch, dass echtes Wissen sich gewönne ohne harte und entsagende Einzelarbeit. Die Lehrer solchen Scheinwissens, die Sophisten, galten jenen führenden Geistern als schlimmer noch denn die Banausen. Beide Richtungen, das Kleinreale und das oberflächlich Formale, zu überwinden, dadurch dass die in ihnen enthaltenen guten Elemente entnommen und in ein Gleichmass gesetzt wurden, das war eine nicht leichte Aufgabe der werdenden Wissenschaft schon des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr. Es muss doch erstaunen zu sehn, wie Schlagworte, die in die deutsche Sprache erst haben entlehnt werden müssen, im Griechischen schon damals vorhanden waren und dort ihre Heimat haben. Wir nennen heute jene Extreme mit einem Fremdwort „geistlose Routine“: die *ἀλογία τοῦ βίου* begegnet in Platons Schriften als fester Ausdruck. Platon, der Bekämpfer der wissenschaftlichen Routine, er war zugleich der erste Organisator der Wissenschaft und zeitlebens, und über sein Leben hinaus, ihr mahnendes Gewissen. „Welch ein Leben in jenem Saale der Vergangenheit“ sagen wir mit Goethe; „man könnte ihn ebensogut den Saal der Gegenwart nennen. So war alles, und so ist alles auch heute!“

Jede Erkenntnis höherer Art wurde einmal erlebt; am persönlichen Erlebnis haftet letzthin ihre bildende Kraft. Wer sie in sich aufnimmt, eignet sich an zugleich ein Stück Seelenleben, etwas von dem Herzblut des ersten Schöpfers, und am Leben entzündet sich Leben. Es offenbart sich wieder die grosse Wahrheit, dass der Mensch, der einzelne, ein

wunderbares Wesen ist mit einer wunderbaren Macht über seine Mitmenschen. Eine solche Persönlichkeit, eine jede ihrer Taten, ein jedes ihrer Worte, tritt wie eine neue Naturkraft in den Kreis der übrigen und wirkt um so lebhafter, als in dem engen Raume der Menschheit die nämlichen Bedürfnisse und Forderungen immer wiederkehren. So Goethe im Hinblick grade auf Platon. Nie hat Goethe über einen seiner geistigen Vorfahren begeisterter gesprochen, in seiner Jugend schon („da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf“ schreibt er nach der ersten Lektüre des „Gastmahls“ an Herder aus Wetzlar) und viel später in seinem Abriss der Geschichte der Wissenschaft. „Wie ein seliger Geist“ ist Platon ihm hier „dem es beliebte, einige Zeit auf dieser Welt zu herbergen.“ Es sei ihm nicht darum zu tun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetze, als ihr das, was er mitbringe und was ihr so not tue, freundlich mitzuteilen. Er dringe in ihre Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Der Vergleich „Platon ein seliger Geist“, aus dem Totaleindruck der überragenden Persönlichkeit genommen, entspricht dem Glauben antiker Menschen: es war Volksglaube, dass die Völker und die Einzelmenschen und jede der menschlichen Organisationen ihren schützenden Genius oder Daemon hätten von allem Anfang, und dass diese Genien eine Freude fänden, ihr unerreichbar hohes Wesen durch einen Sterblichen zu offenbaren, auch in menschlicher Gestalt mit ihren Gaben bisweilen auf die Erde herabstiegen; die Kunst stellt sie sinnvoll mit einem Füllhorn dar. Aber Platon war doch ein rechter Erbensohn. Ringend hat dieser Genius der Wissenschaft unter unendlichen Schmerzen sein Werk getan ganz

persönlich und doch wieder auch als echtster Hellen. Der Geist eines Volkes stellt rein sich immer nur in einzelnen seiner Söhne dar. Ein grosser, bisher nicht durchverfolgter Gedanke: Platon, dieser Genius der Wissenschaft, in sich reifend und vollendend die Triebe seines Volkes! Das in seiner Person gegebene Wunder wird niemand zwar ganz enthüllen, aber natürliche und geschichtliche Bedingungen lassen sich wohl wahrnehmen, durch welche eine so hohe Natur entwickelt und mitbestimmt wurde. So will ich denn, den aufgenommenen Faden verfolgend, Eigenes mit Angenehmem zusammenordnend, über das Werden des ersten wissenschaftlichen Organisators aus dem Leben, aus der vollen Volksnatur der Griechen in gebotener Kürze Gedanken mitteilen. Das aber ist, geschichtlich gesprochen, nichts anderes als das Werden der grossen Wissenschaft überhaupt.

II.

Das sind die lichten Augenblicke im Menschendasein, wo wir uns unsrer Beschränkung bewusst werden, und es beweist angestammten Adel der Natur, in dieser Bedürftigkeit die Aufforderung zur Tat zu finden. Platon hatte das quälende Bewusstsein eigener Unzulänglichkeit gegenüber der Fülle der Dinge, ihn hatte der Wille, die Masse abgerissener Erscheinungen in Einheiten zu verwandeln, und die geniale Kraft, die Probleme einfach und richtig und auch voll zu fassen, mit den Teilen das Ganze zu haben, zur Organisation der Wissenschaft überhaupt gestimmt und befähigt. Die damals schon aussichtslose politische Lage wieder presste das Innenfer in ihm zusammen, machte ihn aber gerade dadurch unwiderstehlich: hätte es Nahrung gefunden nach aussen, viel-

leicht wäre es allmählich in sich selber erloschen. Dann war, als Platon schon im ersten Schaffen stand, die Katastrophe über sein Leben eingebrochen. Die schwersten, die gefährlichsten Stunden pflegen dem Menschen um die Mitte der zwanziger Jahre zu kommen. An dieser Markscheide des Lebens wurde der Genosse seiner Jugend, der enthusiastisch geliebte Führer seiner Seele hingerrichtet durch sein eigenes getäushtes Volk! Es war ein Justizmord, und schnell wurde er bereut. So reich war keiner noch gewesen, und so arm hatte keiner sich geschienen, wie Sokrates. Wir ahnen den langen schweren Kampf des an seinem Athen verzweifelnden, in Sehnsucht sich verzehrenden, vernehmen aber von dem Aufrubr der Seele in seinen Schriften nur wie ein leises Rauschen aus der Tiefe. Die Entstehung der grossen Wissenschaft ist zugleich das Seelendrama des vornehmsten Hellenen. In aller Herzensnot, der unendlichen, den Glauben an des Menschen höchste Bestimmung, an das Wahre, das hinter den Wirklichkeiten steht und zugleich das Gute ist und das Schöne, selber nicht zu verlieren und die andern mit starken Armen emporzutragen, das gab Gott nur seinen liebsten Söhnen. Platon besass in sich die Kraft, seinen Schmerz zu gestalten, und wenn ein Genius gestaltet, beginnt er zu überwinden. In seliger Begeisterung hat er gearbeitet an der in schwerster Zeit sich selbst gestellten Aufgabe seines Lebens: das war ihm und ist uns mit ihm die Erziehung, die Umbildung der Menschenseele durch die Kraft der Wissenschaft. Quellen hat er hier geöffnet, die nun schon fliessen durch die Jahrtausende. Das tiefwahre Wort *'vita sine litteris mors est'* hat für das Völkerleben vor Platon nicht gegolten. Darum kann die Spur von seinen Erdetagen nicht untergehen.

Sokrates, der geniale Sonderling, war Platon nicht nur Modell, um sich vom Wirklichen zum Ideal eller Gesinnung zu erheben: die Dialoge Platons sind zugleich ein ewiges Totenopfer an den Freund; mit einer ergreifenden Energie der Liebe hat er sein Evangelium, den sterbenden Sokrates, den Heros der Passion, verkündet. Die Kämpfe, die er selbst gekämpft, die Arbeit, die er selbst getan, erscheinen in den Dialogen, die darum schon Dichtungen sind, als die Arbeit und als die Kämpfe des Sokrates. Und wie es des jungen Goethe Sehnucht war, hoffen zu können „wenn Schönheit und Grösse sich mehr in sein Gefühl webe, werde er Gutes und Schönes tun, reden und schreiben, ohne zu wissen warum,“ wie Goethe die Grazien bittet „dass sie seiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten, aus der allein die Schönheit entspringt“: ganz so hat Platon, dieser älteste Goethe, am Schlusse des 'Phaedrus' ein gleiches, sein eigenes Gebet gesprochen durch den Mund des Sokrates: „Ihr Götter hier am Ilissos, lasst mich schön werden innerlich, und dass ich das Reichsein im Wissen erkenne. Zum Leben bitte ich gerade so viel zu haben, wie der Mässige braucht.“ Ihm wie Goethe war das Schöne die vornehmste Erscheinungsform des Guten in der Sinnenwelt. Kann es auf Erden Herrlicheres geben als einen solchen Glauben? Das Einzelforschen in den Wissenschaften, wie er es wirklich trieb, hat weder Platon dargestellt, noch erfahren wir Eingehendes durch die Samen: nicht von der Arbeit, von den Hemmungen der Arbeit, nur von dem, was nicht oder was schlecht getan, spricht die Überlieferung; das Bessere wächst eben still, und weder der Lehrende noch der Lernende ist als solcher ein irgend aufregendes Schauspiel: es sei denn, dass ein Künstlergemüt sich

des Gegenstandes bemächtigt und das Zerstreute zusammenschaut und aus sich ergänzt, wie Raffael auf seinem Platon-Fresko, der sog. „Schule von Athen.“ Platons Einzelforschen und Beobachten wirkt in Aristoteles fort: kein höheres Zeugnis kann es geben als diese Wirkung. Wohl aber sind unmittelbar in Kraft Platons Gedanken über die höchsten Fragen, die Mittel und die Sicherung wirklichen Erkennens und Wissens. Der Hauch seiner Wissenschaft drang durch alle Mauern und in alle Fernen und Zeiten.

III.

„Darin besteht die historische Bedeutung und die nationale Kraft des höchsten Genies, dass es den Volksgeist, den es weiterführt, zugleich am vollständigsten repräsentiert, dass seine Eigenart wie das ins Kleine und Reine gezogene Bild des Lebens seines Volkes erscheint, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft desselben in ihm sich spiegeln.“ So stellte auch Platon in sich vereinigt dar das Charakteristische, das Edelste seines Volkes; und wir, wenn wir Platons Wesen in der Geschichte wirksam finden bis auf diesen Tag, sollen uns sagen, dass durch ihn der Hellenismus wirkt, nur gesteigert und gereinigt. Wir wollen die Volksnatur im einzelnen Individuum höchster Gattung aufsuchen und umgekehrt das Genie in der Volksnatur, um beide, Volk und Genie, zu begreifen.

Knospen, die später kräftig aufgehen, bilden sich im Frühling, und „wem sich nicht in der empfänglichen Jugendzeit das Göttliche ins Herz gesenkt, der verarbeitet hienieden zeitlebens doch nur Überkommenes.“ Unter diesem Gesetz steht auch die Volksnatur. Nicht in einem schon verbrauchten, nur in einem jugendlichen Volke konnte wie die grosse Kunst, so die

Wissenschaft in ihrer alles unspannenden Energie und Frische entstehen ohne die Vorurteile und die Fesseln und die Härten späterer Zeiten. Wirklich war das Hellenenvolk die Jugend unserer Welt, der Frühling, der immer wiederkehrend nicht alt wird.

Weiter. Die Hellenen besaßen in ihrer Anlage zwei hohe Naturgaben: das lebhafteste Gefühl der Zustände wie die Fähigkeit, sie den Sinnen gegenständlich zu machen. Wie die südliche Natur feiner ist, feiner alle ihre Hervorbringungen bis auf die Getreidehalme, so war nie ein Volk so fein organisiert, so reizbar und dabei so kräftig, wie das griechische. Organisiert in weitestem Umfange: Feinheit des äusseren und des inneren Sinnes, höchste Empfänglichkeit geistig und physisch, dazu der Geist der Freude, der auch aus den Gegenständen, von welchen andere Nationen nur flüchtig geführt werden, den Hellenen entgegenatmete. Von allen Seiten vermochte auf sie die Natur und die Menschenwelt in die Tiefe zu wirken, alles weckte und stimmte ihr Inneres zu Bewunderung und Freude, zu Missbelagen und Schmerz. Der so organisierte hat vor allem das alle Schöpfung umspannende Mitgefühl, welches Natur und Naturscheinungen sich vertraulich näher rückt und beseelt. Dies führt zurück in das früheste Regen der Volkseele, in das erste Sinnen und Sagen über Welt und Menschen. Die griechische Heroendichtung, d. i. Ahnendichtung, die grösste Tat dichterischer Phantasie überhaupt, ist aus dieser allem entgegengetragenen Innigkeit hervorgegangen. „*Ἔπος μυθολόγος*“ sagte Sappho, auch hierin die grosse Griechin. Mythologisch denken heisst „aus sich formen,“ und wissenschaftlich denken heisst auch „formen.“ Das Massige erhält sich nicht im Fortschreiten der Dinge, sondern allerwegen das

Geformte. Die Form erst adelt, und der Hauptvorzug schöpferischer Naturen liegt darin, inwiefern sie den Stoff zu beherrschen, zu gestalten wissen. Denn ohne Poesie, d. i. Gestaltung des Empfundnen, lässt sich überall in der Welt nichts wirken, nach Goethe. Die Wissenschaft der Griechen ist von Anfang an durchdrungen und getragen durch diese bestimmende Formkraft — wie ihre ganze Existenz. Die alles adelnde Form stellte sich ihnen mit dem jeweiligen Zwecke und dem Bedürfnis ein, wie eine Naturwendigkeit: wie denn bei ihnen das geringste Alltagsgefäss von Handwerkerhand zweckentsprechend gar nicht anders gedacht werden kann als es ist: zierlich und notwendig. Und so ist das Geringste wie das Tiefste aus ihrer Volksnatur hervorgewachsen wie die Blüte aus ihrem Heimatsboden, immer wahr und darum berufen, die Bildung künftiger Zeiten in sich zu tragen! Ein geniales Volk hat es in der Welt nur einmal in den Hellenen gegeben: Platon gesteigertes, geläutertes Hellenentum — das mag man gelten lassen als den Versuch einer Kausalerklärung seiner Genialität. Weil Platon in sich, was in der Natur seines Volkes lebte, in grossartiger Reinheit und Feinheit herausgestellt, darum die Macht über die Herzen damals wie jetzt. Er besass die Jugendlichkeit, die geschilderte Empfänglichkeit und die hohe Kunstlergabe seines Volkes, eigenes Erleben in Bildern, Worte in Anschauung zu verwandeln, die überdrängenden Empfindungen, die aller tiefsten Gedanken, für welche die Sprache keine Namen mehr und die Phantasie selbst keine Farben hat, in das blühende Gewand des Mythos zu kleiden, im höchsten Grade: alles aber verklärt durch das Welt bezwingende Lächeln der Menschenliebe. „Die Liebe,“ so lässt er seinen Sokrates im „Gastmahl“ dichten, „die Liebe

auch zur Wissenschaft ist das Kind der Armut und des Reichthums.“ Doppelt tief dieser dann glänzend ausgeführte Mythos, weil der ihn schuf ein Sohn der armen attischen Erde war. Das kleine Attika galt sogar für Griechenland als armes Land. Wo aber ist es sonst in der ganzen weiten Welt geschehn, dass aus einer solchen physischen Dürftigkeit eine solche Fülle aufwuchs des Edelsten? Und es wäre überhaupt ein Athen, ein Attika anderswo auf Erden garnicht denkbar, als dort wo es war: in dieser Sonne, in dieser Luft und diesem Duft, inmitten dieser Berge und Buchten, umströmt von diesem Meere, in dieser ganzen so bescheidenen, so herzugewinnenden und wieder so form- und farbenreichen Natur, die eine jede schlummernde Empfindung erweckt! Die Armut war die Mutter hellenischer Grösse. Aber welche Armut! Nicht um Gold und Silber stritten in Olympia und an den vielen heiligen Stätten hellenische Männer vor allem Volk, sondern um den Olivenkranz. Der hat keinen Preis. Solche Gesinnung hat auch keinen Preis. Das Genie wird reif nicht anders, als wo es sich mit fortgesetzter Arbeit beharrlich verbindet. Immer nur die Arbeitsamkeit gibt dem Genie auch Charakter und heiteren Sinn und eine Fruchtbarkeit, die aus dem ganzen Menschen kommt. Es wird mit einer jeden Materialvermehrung deutlicher, wie das Griechenvolk in schwerster Kulturarbeit mit der widerstrebenden Natur des Landes gerungen, mit dem felsigen Boden und mit den Sümpfen im Mündungsgebiet der Flüsse: ein Schaffen vergleichbar der gewaltigsten Leistung des deutschen Mittelalters im Ordenslande Preussen und darüber hinaus. Wieder liegt heute versteckt in den Sümpfen und verkommen so manche Landschaft, wo einst — besonders an den Küsten Kleinasien und Süditaliens — die blühenden

Gemeinwesen der Hellenen ihre Arbeit für die Zeit getan: wo aber ihre Kulturarbeit fortgesetzt und nicht unterbrochen wurde, wie in der Provence, da hat der goldene Segen kein Ende auch heute. Wer im Terrain zu beobachten die Freude und das Glück gehabt, erkennt, dass den Hellenen ihre Götter manches zwar vor den andern Völkern gewährt, aber ihr Erdendasein nicht leichter als den andern gemacht haben, schwerer vielleicht.

Auch den andern wunderbaren Zug, den Zug ins Grosse und ins Ganze, ohne den keine Wissenschaft besteht, hat Platon aus der lebendigen Natur seines Volkes geerbt. Lebensziel war den Hellenen in ihrer grossen Zeit die volle und die freie und die gleiche Entfaltung aller menschlichen Kräfte. Das einfache Leben war noch ein vollständiges: darum eine unerschöpfte Quelle allseitiger Bildung. Auf dem Markte, auf der Gasse lernt sich heute Tieferes nicht eben viel. Die Alten sahen das Schöne, das bei ihnen heimisch war, auf Weg und Steg. Bei uns gleichen die Kunstwerke, haben sie sich nicht überhaupt herbariumartig in die Museen zusammengefüchtet, einem aus der Fremde eingebrachten Gerät: während dort gleichsam der Boden selbst mit ihren Sinnen erfüllt war, der sie so unerschöpflich trug, wie die Bäume und die Sträucher des Landes. Was ist eine Palme in unsern Treibhäusern, und was inmitten der Natur des sonnigen Südens! Damals war volle Öffentlichkeit der Dinge: das Verhandeln des Wichtigsten auf der Agora, das Eingreifen der hervorragenden Persönlichkeiten unmittelbar, das religiöse Zusammensein der Gesamtheit, die Agone mit dem Volke als Zeugen, dazu jenes Schauen der Werke dort gewachsener grosser Kunst in ihrer seelischen Tiefe und Bestimmtheit,

vor der alles Dumpfe, alles Wesenlose schwindet — alle diese Beziehungen des Menschen vereint woben zusammen eine Art reinerer Natur und einheitliche Stimmung und Geschlossenheit des erlebenden Einzelmenschen: die also auch nicht in Platon sich wie etwas Neues erst erschuf. Von selbst überlieferte sich diese Einheit und diese Gemeinsamkeit des Empfindens und Denkens als ein Kulturgebilde auf die kommenden Geschlechter, und eine Existenz entstand, eine volle, wie sie vorher und nachher in der Geschichte der Völker so nicht vorgekommen. Die Gesellschaft bildete noch selbst, der so gebildete trat dann ein in den Staat: die Verfassung des Staates mochte sich an ihm prüfen, nicht umgekehrt. Platon selbst hat das anschaulich geschildert, geschildert also gewissermassen, wie er selbst geworden. Die Turnplätze mit ihren Hallen und Ruheplätzen, gern der Ort seiner Dialoge, waren damals eine Art freier, einem jeden Freien geöffneter Hochschule, wo sich durch das Zusammentreffen gebildeter Menschen eine geistige Bewegung in voller Öffentlichkeit vollzog und Bildung jeder Richtung frisch übertrug und in Umlauf erhielt. Das Gymnasium die Vorform zu Platons Akademie — das bleibt unsers Gymnasiums ewiger Stolz. Platons Schöpfung aber, diese erste Organisation der Wissenschaft, wir sehen es, wie sie herausgewachsen mitten aus dem athenischen Leben, wie es gelebt wurde. Sodann die erziehlische, zum Ganzen erziehende Kraft der Dichtung. Wie wir heute rühmen, dass, was uns Deutsche im Tiefsten bildet, was unser Eigentum ist, das uns niemand nehmen kann, das uns allen gemeinsam und doch jedem von uns gehört, unsre Dichter, unsre Lieder sind: so war der Griechenwelt nichts das Leben ohne ihre grossen Dichter. Man lebte in jenen einfach treuen

Zeiten der Erinnerung an die lieben Vorfahren, die Helden, die man als gegenwärtig empfand und an jedem Wechsel teilnehmen liess, die man ansah und verehrte als die Urheber des Guten auch in der Gegenwart. Aus dem Kulte der Ahnen, aus der erschütternden Trauer des Volkes um seine Toten, hatten sich, wie bei andern indogermanischen Nationen, früh balladenartige Dichtungen erschaffen, die dem grossen Epos vorausliegen; die tragischen Stoffe der Griechen haben letztlich in den gleichen Ursprung. Homer, der Sänger von Smyrna, hatte in den Kämpfen und Leiden der Helden, in welchen die östlichen Griechen ihre Ahnen sahen, doch nur seine eigene reiche Gegenwart geschildert. Hörte der Ionier die Verse von dem vielgewandten, durch Meer und Inseln und die Barbarenwelt verschlagenen Odysseus, die Verse von den Griechenhelden im Skamandertale, so stieg ihm auf hinter dieser Welt der Lieder die Gegenwart in ihrer Fülle, er erkannte im Bilde die eigene Art, das enthüllte Geheimnis seines Volkstums. So wuchs der Zauber, der Einfluss dieser Poesie ins Wunderbare. Es wäre ein Leichtes, geschichtliche Personen unter den Griechen zu nennen, deren jede der homerische Odysseus, der unerschöpflich vielförmige, war auf ihre Weise. Diese Gestalt ist so wirklich, wie nur die Natur sie zu geben, und so wahr in höherem Sinne, wie das Leben sie rein zu geben niemals vermöchte. Homer, dies Grundbuch aller Humanität, ist wie diese ganze Poesie erwachsen aus der Reife der Volksgesittung, nicht — wie unsere deutschen grossen Dichter — ihr vorangegangen. Die Gegenwart aber schuf sich für ihr pulsierendes Totalleben in der älteren Komödie den Ausdruck. Allem Genialen stehen nicht nach diese ins Kleine gezogenen Abbilder aus dem

Gesamtleben der Nation, wie es sich unmittelbar nach innen und aussen, politisch, religiös und künstlerisch, darstellte: ein freudiges Entziffern des Volkserlebens durch Aristophanes und die Seinen. Es überkommt uns doch wie eine Ahnung von dem aufs Ganze gerichteten Grundtrieb, der auch das Festwesen der Athener ordnete, angesichts der Tatsache, dass an den beiden Dionysosfesten im Januar und April Tragödien und Komödien nacheinander gespielt, gezeigt wurden nicht blos die Kämpfe und Leiden der Vergangenheit, der Ahnen, sondern zugleich auch die frisch gelebte Gegenwart. Und wir verstehen Platons Forderung, der Tragiker müsse notwendig zugleich Komödiendichter sein, um das volle Volkserleben im Bilde zu vollenden. Platon selbst hat dieser Forderung genügen wollen eben mit der Dichtung, an deren Schlusse er sie gestellt. Denn das „Gastmahl“, dies dialogische Drama von der bewegenden Gewalt des höchsten Eros, der alles bildet, alles hegt, wie es ist, getragen durch die Göttergabe des Humors, dies Drama ist nach seinem letzten Gehalt Tragödie und Komödie zusammen: die divina *comœdia* vor Dante.

Wie eine Selbstoffenbarung erscheint in Platons freier Persönlichkeit das reine Wesen, die Grundnatur der griechischen Volksseele. Die hohen Gaben, die ihn zur Organisation der Wissenschaft, seinem Lebenswerke, unwiderstehlich zogen, der Reichtum seines Innern, seine das Ewige ewig suchende Bedürftigkeit, der Zug ins Grosse und ins Ganze, sie sind, nur immer geläutert und gesteigert, das natürliche Wesen seines grossen Volkes.

* * *

Seine Geschichte der Wissenschaft vor der „Farbenlehre“ leitet Goethe, weit sichtbar, mit einer Warnung ein. Goethe liebte so sehr die Jugend und so schreibt er sorgend, die Geschichte werde einer strebenden Jugend eher lästig als erfreulich, weil sie gern von sich selbst eine neue, ja wohl gar eine Urweltsepoche beginnen möchte; sie solle die geistigen Ahnen achten. Auf attischer Erde, vor den Toren Athens, an der heiligen Stätte der Akademie, dort ist der Herd, wo alle Wissenschaften — mögen sie auch weltenweit jetzt auseinanderstreben — als echte Schwestern ihre Heimat haben und ihre Einheit.

